

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Commitee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. W.
Hedelberg, Watertown, Wis.

8. Jahrg. No. 18.

Watertown, Wis., den 15. Mai 1873.

Lauf. No. 174.

Himmelfahrtslied.

Mel.: Jesus meine Zuversicht.

1. Kirche Gottes freue dich,
Denn dein Haupt ist aufgefahen,
Herrscht und siegelt ewiglich
Ueber alle Feindeschaaren;
Der dem ew'gen Vater gleich,
Er nahm wieder ein Sein Fleisch.
2. Von dem hohen Himmelszelt,
Von dem Thron der Macht und Ehren
Kam Er in die arme Welt,
Unsrer großen Noth zu wehren,
Und uns gänzlich zu befreien
Von der Sünde Fluch und Pein.
3. Unsre Feinde hat er all
Als der Wunderheld bezwungen,
Und in diesem Jammerthal
Uns den schönsten Sieg errungen:
Ueber Teufel, Sünd und Tod
Triumphirt der starke Gott.
4. Alles hat Er ganz vollbracht
Durch Sein heil'ges Thun und Leiden;
Nun will Er, voll Siegesmacht,
Uns die Stätte dort bereiten;
Nun erhebt der ew'ge Sohn
Sich auf seines Vaters Thron.
5. Kirche Gottes, freue dich,
Denn dein Haupt und König lebet:
Sich, er herrscht gewaltiglich,
Daß der stolze Feind erbebet.
Mit Ihm geht es auch bei dir
Zum Triumph für und für!
6. Stünde wohl das Haupt im Steg
Und der Leib; mit Ihm verbunden,
Unterlag' im schweren Krieg
Unter tausend blut'gen Wunden?!
Nein! was auch die Hölle spricht:
Jesus läßt Sein Zion nicht!
7. Kirche Gottes! fürchte nichts:
Alles ruht in Jesu Händen!
Einst am Tage des Gerichts
Wird Er Alles herrlich enden,
Und vor aller Feinde Schaar
Wird Sein Walten offenbar!
8. Halte nur, du Selne Braut,
Halt nur fest im rechten Glauben,
Was Er scheidend dir vertraut:
Laß dir nichts die Krone rauben!
Keines Wort und Sakrament
Halt' es treulich bis an's End!

F. Wehermüller.

Biblische Betrachtung

(nach Forstmann.)

Werfet euer Vertrauen nicht weg,
welches eine große Belohnung hat.
Hebr. 10, 35.

Der Glaube mag immer groß oder klein sein, (Matth. 8, 26.) wenn es nur keine Phantasie vom Glauben, sondern ein wahrer Glaube ist, so erhält er, was er sucht. Alsdann aber ist er ein wahrer Glaube, wenn er seine Zuflucht zum Heiland nimmt. Der Heiland ist einzig und allein des Glaubens Gegenstand. Ich rede vom Glauben, der uns gerecht, vom Glauben, der uns selig macht, vom Glauben, der uns aus aller Noth hilft. Dieser Glaube hängt sich allein an seinen Freund. Er übergiebt sich mit Leib und Seele den Händen des Heilands, zur ewigen Bewahrung der Seligkeit und befehlt ihm auch damit alle seine übrigen Umstände. Und wie wohl ist uns da gerathen! Was ist das für ein Mann, auf den wir in aller Noth trauen und zu dem wir unsre Zuflucht nehmen? Ist er nicht von Gott dazu bestimmt, daß er ein Helfer in aller Noth sein soll? Sobald nur den gefallenen Sündern Hoffnung zur Gnade und Barmherzigkeit gemacht worden, so war auch Gottes Gnade auf diesen Mann gerichtet. In den Zeiten des alten Testaments ward er folgendermaßen von Gott verklärt: „Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben. Er wird das Recht unter die Heiden bringen.“ Jes. 42, 1. Das sind Aussprüche, die Gott selbst von ihm thut. Und damit uns ja kein Zweifel einfalle, als ob wir uns etwa nicht sicher genug auf ihn verlassen könnten, so werden wir in der heiligen Schrift belehrt, daß der Bau der ganzen Kirche auf ihn gegründet und angeführt worden. Er wird uns deshalb als ein Grundstein, ein bewährter Stein, als ein köstlicher Eckstein vorgestellt, der wohlgegründet ist, den Gott selbst in Zion zum Grunde legt, damit man an ihn glauben, sich an ihm aufrichten und halten solle. Jes. 28, 16.

Herr auf Dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden. errette mich durch Deine Gerechtigkeit. Reize Deine Ohren zu mir, eilend hilf mir. Sei Du mir ein starker Fels und eine Burg, daß Du mir helfest.

(Ps. 31, 2. 3.)

(Für das Gemeindeblatt von P. L. in L.)

Das lutherische „Allein durch den Glauben“ und was daraus folgt.

Gerecht wird der Mensch, das ist von allen Tugenden und dem wohlverdienten Urtheil der ewigen Verdammnis losgesprochen, auch angenommen zur Kinderschaft Gottes und zum Erbe der ewigen Seligkeit, allein durch den Glauben; also nur durch den Glauben. Wird demnach ein Mensch seiner Sünde los, spricht ihn Gott gerecht, erlangt er den Schatz der Gnade in dem Verdienst Christi, wird er selig, so erlangt er all diese Reichthümer durch nichts anderes, als nur und allein durch den Glauben. Wohl geht dieser Gerechtmachung mancherlei voran, sie hat auch herrliche Folgen, aber dies alles gehört nicht eigentlich zu ihr; denn was nicht Glaube ist und heißt, und wäre es herrlicher als der Himmel und würdiger als alle Heiligkeit der Engel, das thut nichts zum Gerechtwerden. Das Wörtlein „allein“ scheidet von diesem Handel alles aus, was nicht Glaube ist und heißt. Kurz, zum Erlangen, Halten und Behalten der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, giebt es kein anderes Mittel als allein den Glauben.

Hier, lieber Leser, haben wir eine gewisse Rücksicht, daran wir alle Lehren messen und prüfen können. Wird uns irgend etwas als notwendig zur Gerechtigkeit und Seligkeit gelehrt, das nicht Glaube heißt, dann immer hinweg damit. Solche Lehren, und brächte sie uns auch ein Engel vom Himmel, und klängen sie noch so schön, geistreich und fromm, verworfen wir als falsch. Unser „Allein“ muß uns — Gott gebe es — unverkümmert bleiben; wir müssen ein tapferes, ausschließliches, ganz reines „Allein“ behalten, sonst sind wir verkauft und verloren. Laß uns das recht fest halten: Gerecht werden wir vor Gott und selig durch nichts anderes, als allein und nur durch den Glauben.

Doch ich merke dir's an, lieber Leser, je mehr du über dieses „Allein“ nachdenkst, desto mehr Bedenken steigen in deinem Herzen auf. Und das ist kein Wunder. Vor dieser Wahrheit stutzt unsere Vernunft, sie liegt ihrer Weisheit ferner als der Himmel der Erde, ja, sie geht stracks gegen ihren Sinn. Und ein jeder Prediger, der es von ganzem Herzen mit diesem „Allein“ hält, und der es treu predigt, der mache sich nur immerhin in seiner

Gemeinde auf Stürme gefaßt; er soll und muß erfahren, wie viele Noth und Herzleid ihm dieses kleine Wörtlein bereiten wird. Zugleich aber darf er auch erfahren, welche unbesiegbare Macht in demselben liegt.

Es tauchen aber bei dieser Sache in unserm Herzen etwa diese und ähnliche Bedenken auf: Ist das „Allein“ wirklich so enge zu fassen, daß durch dasselbe nichts anderes als der Glaube paßiren kann, wo bleibt dann das Gesetz mit seiner Wirkung? Wie, sollte dieser heilige, unwandelbare Wille Gottes nichts thun zur Rechtfertigung des Sünders? Sollte dieses „Allein“ auch die Erkenntniß der Sünde, die Reue, die Schrecknisse vor Gottes Zorn und Gericht, als zum Gerechten werden notwendig, ausschließen? Und wenn dem so ist, warum predigt man Gesetz? Warum fordert man Reue? Warum treibt man mit dem Gesetz alles Fleisch so fürchtbar in die Enge, daß einem oft die Haare zu Berge stehen? Und warum führt auch Gott der Herr alle seine Heiligen zu allen Zeiten diesen sauern, höchst unangenehmen Weg? Lieber Leser! Laß uns diesen und ähnlichen Fragen gegenüber getrost und fröhlich festhalten: Allein durch den Glauben wird der Mensch gerecht. Also, nicht durch das Gesetz, nicht durch sein Fordern, nicht durch sein Fluchen und Drohen; aber auch nicht durch Erkenntniß der Sünde, und gänge sie in die tiefsten Tiefen des Herzens, nicht durch die Reue, und hätte sie das größte Maß erreicht, nicht durch die Schrecknisse vor Gottes Zorn und Gericht, und machten sie uns die Welt zu enge. Gerne lassen wir dem Amte des Gesetzes seinen vollen Werth. Sein Fordern, Drohen und Fluchen und die damit verbundene Erkenntniß, Reue und Angst über die Sünde vor dem heiligen gerechten Gott ist nothwendig, sehr nothwendig, aber um Gottes willen nicht zum Gerechten und Seligwerden. Wo in aller Welt wäre je ein Mensch durch das Gesetz seiner Sünde los geworden? Wo gäbe es unter allen Gläubigen und Auserwählten auch nur Einen, der mit Wahrheit sagen könnte, die Gerechtigkeit und Seligkeit habe ich durch das Gesetz erlangt? Welche Thorheit, wenn Jemand behaupten wollte, durch die Erkenntniß meiner Sünde, durch Reue, durch Erschrecken und peinliche Furcht vor Gottes Zorn und Gericht bin ich ein gerechter und seliger Mensch geworden! Ich meine, das alles macht uns in unsern Augen erst recht ungerecht, unselig und höchst unglücklich, und käme nicht das Evangelium dazwischen, dann müßte das Ende vom Liede Verzweiflung und Verdammniß sein.

Wollen wir noch zum Ueberflus diese Sache in ein Gleichniß kleiden. Den Fall gesetzt, lieber Leser, es wäre dir ein Mann eine große Summe schuldig und er käme in die hier laudesübliche Lage, daß er nicht bezahlen könnte. Du aber hieltest ihm so lange den Schuldschein unter die Augen, triebest ihn mit Fordern, Drohen und Schelten so lange ein, bis der Geselle müde würde und zu lamentiren ansetzte: „ach mein Lieber! was bin ich doch ein geschlagener Mann. Ich schulde Dir diese Summe und kann nicht bezahlen, ich habe Deinen Zorn verdient und kann ihn nicht sühnen, ich bin der obrigkeitlichen Strafe verfallen und kann mich nicht retten.“ Sage, würde durch solche Lamentation die Schuld bezahlt? Macht Bankerott wirk-

lich alles quitt? Freilich, auf diese Weise rechtfertigen sich hier zu Lande viele Schälke. Sie bezahlen durch Bankerott; allein rechtschaffene Leute geben Solchen einen Namen, der nicht den schönsten Klang hat; und wenn solche Gerechtfertigte noch ein Gewissen haben, so mag dasselbe nicht am sanftesten gebettet sein. — Aehnlich ist es auch in unserm Handel. Das Gesetz treibt das Gewissen des Sünders mit unerbittlichem Fordern ein. Es macht ihm seine große Schuld vor Gott klar. Es droht mit zeitlicher und ewiger Strafe. Da sitzt denn der arme Geselle, er muß die Schuld, Gottes Zorn und Gericht anerkennen. Er fängt auch wohl zu klagen an: was soll ich thun? Mein Herz kann ich nicht ändern, meine Schuld nicht bezahlen, dem Gesetz in keiner Weise Genüge leisten. Ich bin ein armer, geschlagener, verlornener Mann! Der Tod und die Hölle ist mir gewiß! Nun bitte ich, wird damit die Schuld vor Gott bezahlt, die Gerechtigkeit und Seligkeit erlangt? Nein. Vor Gott durch das Gesetz bankerott sein, heißt noch lange nicht gerecht und selig sein. Das meint auch die Schrift, wenn sie so nachdrücklich bezeugt, daß der Mensch gerecht wird nicht durch das Gesetz, nicht durch des Gesetzes Werk. Eine unverzeihliche Vermessenheit wäre es auf diese Weise gerecht und selig werden zu wollen. „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid von der Gnade gefallen.“ Gal. 5, 4.

So soll also das Gesetz allerdings sein Amt behalten. Es soll die Sünde aufdecken, aber nicht hinwegnehmen. Bankerotte Leute, aber nicht gerechte soll es machen. Gottes Zorn über alle Sünder, aber nicht seine Gnade soll es offenbaren. Tödten soll es, aber nimmer lebendig machen. Vor Gottes Gericht soll es uns führen und zum Tod verurtheilen, aber nicht von Schuld und Strafe freisprechen. Unselige, nicht selige Leute soll es machen. Wer das Gesetz anders gebracht — wir reden jetzt nicht davon, wie es den Wiederbornen eine Regel zu guten Werken ist — der macht aus dem Gesetz das ärgste Gift der Seelen. D wie gefährlich, wie abscheulich, wie erschrecklich ist es doch, das Gesetz als ein Mittel gebrauchen wollen, das die Sünder gerecht, fromm und selig machen sollte! Was thun solche Seelenmörder anderes, ja noch viel schlimmeres, als gewissenlose Pfuscher, die sich für Aerzte ausgeben, ohne Kenntniß der Medicin darauf losdoctern, und also die Krankheit heben wollen. Und doch ist solcher unseliger Pfuscher die ganze Christenheit voll. Mit ihrem unseligen Gesetzesstreiben predigen, schreiben und dichten sie den lieben Herrn Christum rein aus der Christenheit hinaus und machen weiter nichts als elende Heuchler oder verzweifelte Gewissen.

Aber gerade unter den erschrecklichen Fluchen und Wirkungen des Gesetzes kann nichts helfen, nichts erretten, nichts trösten als unser „Allein“ ganz allein. Denn alles was der bankerotte Sünder durch seine Sünden verwirkt hat, die volle Schuld und Strafe seiner Sünden, wird er durch den Glauben los; und alles was ihm mangelt, ein gnädiger Gott, die vollkommene Erfüllung aller Gebote und die Seligkeit, das erlangt er durch den Glauben. Versetzen wir uns doch in den sogenannten Prozeß der Rechtfertigung. Moses hat über den armen Sünder den Stab gebrochen. Du bist des Todes

schuldig! Das bezeugt ihm das ganze Gesetz. Das bezeugt ihm sein Gewissen. Das bezeugt die Angst und Furcht, welche sein Herz erfüllt. Nun geht ihm in dieser schauerlichen Finsterniß, ohne all sein Ahnen, Wollen und Suchen die Sonne alles Heils und aller Gerechtigkeit im lieben Evangelio auf. Diese himmlische Musik, diese fröhliche Botschaft erschallt in seine Ohren: Mensch, Gott will nicht deinen Tod. Er hat sich von Ewigkeit her über dich erbarmt. Die Schuld, die dich drückt, ist bei Heller und Pfennig bezahlt. Die Gerechtigkeit, die Moses von dir verlangt, ist reichlich und überflüssig bereitet und erworben. Der Zorn Gottes, der dich peinigt, ist gesühnt. Der Tod und die Hölle, welche dich schrecken, sind überwunden und vom Sieg verschlungen. Das Alles hat dein Herr Christus für dich gethan, der dein Gott und Heiland ist. Und nun fasse Muth! Es ist keine Ursache zum Trauern, Fürchten, Zagen und Verzagen mehr da. Denn siehe, all diese Gnade, all diese Herrlichkeit, will dir dein Gott frei umsonst geben und schenken. Greife fröhlich und ganz getrost zu, es soll Alles, Alles umsonst dein sein. Nun sage, lieber Leser, wodurch erlangt nun sein Herz und Gewissen diese herrliche Gnade? Allein, und nur allein durch den Glauben. Nämlich, wenn sein Herz durch den heiligen Geist diese Zuversicht faßt: Ja, ich glaube was mir mein Gott sagt. Er ist mir gnädig. Meine Schuld ist durch Christum bezahlt. Seine Gerechtigkeit gehört aus Gnaden mir. Von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels hat er mich verloren und verdammten Menschen erlöst. Für mich hat er sein Blut vergossen. Sein eigen soll ich sein. Siehe, das ist Glaube. Der thut's ganz allein. Oder hätte Jemand Lust diesen Glauben Fordern des Gesetzes, oder Erkenntniß, Reue und Leid über die Sünde, oder Erschrecken vor Gottes Zorn und Gericht zu nennen? Doch wohl nicht. Nein, dieser Glaube ist ein Nehmen, ein Vertrauen, ein Sichverlassen, ein Sichgetrösten der im Evangelio dargebotenen Gnade. Er ist das Jawort zu den Gnadenverheißungen. Wo er vom heiligen Geist im Herzen gewirkt wird und zugreift, da muß Moses mit seinem Fordern, Drohen und Fluchen hübsch abziehen. Da muß das Gewissen mit seinen Vorwürfen schweigen. Da ist die Sünde und Schuld quittirt. Da wird die Angst in Freude, das Klagen in Rühmen, die Furcht in Ruhe verwandelt. „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ.“ Röm. 5, 3.

Klar ist auch diese Lehre in unserm Bekenntniß in folgenden Worten gegeben: „Also verläßt sich auch der Glaube in der Rechtfertigung vor Gott weder auf die Reue noch auf die Liebe oder andere Tugenden, sondern allein auf Christum, und in demselben auf seinen vollkommenen Gehorsam, damit er für uns das Gesetz erfüllt hat, welcher den Gläubigen zur Gerechtigkeit zugerechnet wird. Es ist auch weder Reue oder Liebe oder eine andere Tugend, sondern allein der Glaube das einzige Mittel und Werkzeug, damit und dadurch wir Gottes Gnade, das Verdienst Christi und Vergebung der Sünden, so uns in der Verheißung des Evangeliums vortragen werden, empfangen und annehmen können.“ (Artikel von der Gerechtigkeit.)

Sind wir nun auch, lieber Leser, mit unserm „Allein durch den Glauben“ in diesem Punkte im Reinen, so haben wir doch noch nicht alle Bedenken gehoben. Es möchte Jemand etwa einwenden: Macht allein der Glaube gerecht, warum lehrt dann die Schrift, daß Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, ja Wort und Sacrament gleichfalls gerecht und selig machen? Wo bleibt dann unser „Allein“? Darauf wollen wir, ob Gott will, im nächsten Aufsatz näher eingehen. Einstweilen aber halten wir getrost fest: Allein der Glaube macht gerecht und selig.

Die Betglöck.

(Fortsetzung.)

3. Da kam die Taube mit dem Oelblatt zur Vesperzeit.

Erstaunt und verwirrt blickte der deutsche Maler um sich, als ihm das Bewußtsein wiederkehrte. Er fand sich auf einem sauberen Lager in einem hochgewölbten Gemache, dessen weiße Wände keinen andern Schmuck zeigten, als über dem Spitzbogen der Eingangstür ein Crucifix und am Kopfende des Bettes Weibkessel und Palmzweig. Das Licht fiel angenehm gedämpft durch die gemalten Scheiben eines einzigen hohen Fensters, das einem Kirchenfenster gleich. Durch den geöffneten Flügel desselben zog weiche, warme Frühlingluft, ein Hauch wie von blühendem Gesträuch und Gezweige, und man blickte auf die Wipfel von Orangen- und Citronenbäumen, die draußen leise ihre mit Blüten und Früchten gesegneten Zweige bewegten. Es befanden sich noch mehrere Betten in dem Gemach, worin Kranke lagen, und über eins derselben bengte sich ein Klosterbruder in brauner Kutte. Nach einiger Sammlung ward es Carl klar, wo er sich befand, und auf sein Fragen bestätigte ihm der Mönch seine Rnthmachung. Man hatte ihn verwundet und bestunungslos am Wege gefunden und in ein nahes Kloster gebracht, das einem Orden angehörte, welcher sich der Pflege der Kranken und Verwundeten widmete.

Mit dem Bewußtsein kam dem Maler auch die Erinnerung an das zuletzt Erlebte, und ein stehender Schmerz in der rechten Seite, ein Gefühl großer Schwäche und heftiges Fieber thaten ihm kund, daß dies Erlebnis ein gefahrvolles gewesen sein müsse. Er schloß die Augen wieder, und nun kam der Schwarm der Gedanken inwendig herangezogen, aus welchem eine Auflage sich ablöste, die sich ihm schwer auf Haupt und Herz legte und ihm tieferes Weh bereitete, als die Wunde in der Seite. Wohin war's doch mit ihm gekommen? Der äußerliche Liebreiz eines Weibes hatte ihm Herz und Sinn also gefangen genommen, daß er wie im Traum hingegangen und widerstandslos und unüberlegt dem thörichtem Zuge seiner beauschten Sinnlichkeit gefolgt war! Was hätte daraus werden sollen, wenn nicht eine höhere Hand hineingegriffen? Das Mädchen von Albano, wenn auch noch so schön und rein, stand ja an Bildung tief unter ihm, war durch Nationalität und religiöses Bekenntniß weit getrennt von ihm, paßte nimmer zu der Vergangenheit seines Lebens und er wußte ihr in der Zukunft keinen Platz anzuweisen. — Dann wieder stand diese holdselige Gestalt vor ihm, schaute ihn ernst und durchdringend an, und es war

ihm, als schüttle sie vorwurfsvoll den schönen Kopf und eine tiefe Traurigkeit lege sich über ihre Züge. Hatte er sich denn nicht versündigt an ihrem Herzen? Hatte er denn nicht durch sein thörichtes, unbedachtes Betragen Gefühle, Neigungen erweckt, wodurch ihr Friede gestört war, ihr Leben getrübt? Und wie nun, wenn der Messerstich ein tödtlicher geworden wäre? wenn in die ferne deutsche Heimath zu seinen Lieben solche Kunde gebracht wäre? wenn er also hinübergangen wäre in die Ewigkeit? — Die Erinnerungen aus der Jugendzeit zogen an ihm vorüber, — die ernstesten christlichen Eindrücke, die er empfangen, vornehmlich in dem Umgang mit dem alten Samuel. Was würde der Alte sagen zu solchen Geschichten? Carl sah wieder im Geiste neben ihm auf der Altarstufe, und schmerzlich zitterte es ihm durch die Seele: Vater Samuel, ich habe unter dem grünen Baum des Lebens Deiner vergessen! Seine goldenen Früchte haben mir das Herz bethört, daß ich nicht auf der Hut gewesen bin! — Es war ihm, als hörte er wieder die Betglöck vom Münsterthurm seiner Vaterstadt, — wie ernst tönten ihre langsamen, feierlich ausschallenden Schläge; jetzt betete Samuel: „Gott sei uns Sündern gnädig! denn Dein ist das Reich!“ und der blasse deutsche Maler im Krankensaal des römischen Klosters faltete seine Hände unter der Bettdecke und betete mit. Da schlugen andere Klänge an sein lauschend Ohr: es war wie ferner, volltönender, tief ernster Männergesang; sie sangen ein: Ora pro nobis! virgo sanctissima! Die Mönche hielten die Vesper in der Klosterkirche am heiligen Oskertage. Es lag eine unbeschreiblich wohlthuernde, besänftigende Macht in diesen Tönen, die sich wie ein linder Wundbalsam auf ein krankes, wundes Herz legten.

Die Töne waren verhallt! Da öffnete sich langsam die Thür und herein trat eine hohe, schlanke Mönchsgestalt mit einem noch jugendlichen, aber sehr bleichen Antlitz, dessen feine, edle Züge wunderbar belebt wurden durch Augen, die so klar und tief, so stille und freundlich blickten, daß man immer wieder in diesem Blick sich hätte sonnen mögen. „Fra Luigi! Fra Luigi!“ so ging es im fröhlichen Rufen von Bett zu Bett. Die Kranken richteten sich auf von ihren Lagern, sie streckten ihm die Arme entgegen, sie baten ihn mit Blicken und Geberden, heranzukommen. Der Mönch winkte freundlich grüßend, sein herrliches Auge eilte von Einem zum andern, Keiner fühlte sich übersehen; er ging an jedes Bett heran, legte seine blass, schmale Hand auf jede Stirn, hatte heilsame Worte für Alle, verweilte bald länger, bald kürzer. Auch unserm Maler ward schon die Zeit lang, bis dieser Mönch mit den tröstlichen, erquickenden Blicken und Worten zu ihm kam; er war, als der zuletzt Gekommene, der Letzte. Endlich waren alle die Aebtrigen versorgt, der Mönch trat an sein Bett und ließ sich am Fußende desselben nieder. Wie erstaunte aber Carl, als er sich in deutschen Klängen angeredet hörte. Fra Luigi war längere Zeit in Sachen seines Ordens in Wien und andern deutschen Städten gewesen und hatte sich die Sprache ganz zu eigen gemacht. Aber so wohlklingend, so klugreich, als von den Lippen dieses italienischen Mönchs, war dem Maler noch nie die Sprache der Heimath an die Seele gedrungen. — Leise legte der Mönch die Hand auf des Kranken Haupt

und fragte ihn, wie er sich denn fühle, und als Carl mit tief empfundenen Worten seinen Dank aussprach für die gastliche Aufnahme und treue Pflege, die er im Kloster gefunden, ohne welche er vielleicht elendiglich umgekommen wäre, da legte der Mönch ihm seinen Finger auf die Lippen und sprach: „Ich bin krank gewesen,“ sagt der Herr Jesus, „und ihr seid zu mir gekommen!“ Darauf untersuchte er mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit die Wunde, verband und reinigte sie, verbot dem Kranken aber alles Sprechen, legte segnend ihm die Hände auf und verließ den Krankensaal mit dem Versprechen, morgen zur selbigen Zeit wiederzukommen.

Der Katholicismus in seiner idealsten Erscheinung war an das Krankenbett des verwundeten Künstlers herankommen. Es konnte nicht anders sein, über seine durch mannichfache Eindrücke der letzten Zeit vorbereitete Seele mußte diese Erscheinung eine große Gewalt ausüben.

Als der Klosterbruder den Krankensaal verlassen, war es dem Maler, als wäre er nicht bloß körperlich schmerzsfreier geworden, sondern auch, als wäre seinem unruhigen Herzen eine Wohlthat widerfahren, als wäre ein Friedensbote zu ihm gekommen mit der Botschaft, daß noch Alles gut werden könne. Schon fühlte er sich hineingedrängt in ein Vergleichen der evangelischen Kirche, der er angehörte, und der katholischen, welche ihm bisher so fern und fremd gegenübergestanden. Er fragte sich: Wo ist denn hier die Intoleranz, die Verfolgungssucht, die Lieblosigkeit gegen Andersgläubige? Hat man mich denn nicht aufgenommen, ohne zu fragen nach Religion und Confession? Ist das nicht echte Samariterliebe, die diesem Mönch aus den Augen leuchtet? Aber, hieß es warnend in ihm, sei auf Deiner Hut, sie haben sofort den deutschen Künstler, den Protestanten in Dir erkannt, sie wollen Dich zurückbringen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Er beschloß ernstlich, sich zu hüten und drauf zu warten, wie man denn weiter mit ihm verfahren, namentlich wie jener Mönch sich zu ihm stellen werde.

Mit Ungeduld und Spannung erwartete Carl die Vesperzeit des nächsten Tages. Zur bestimmten Zeit trat Fra Luigi ein; seine Augen suchten gleich das Bett des deutschen Malers und begrüßten ihn mit freundlich offenem Blick. Als er sich an seinem Bette niederließ, holte er ein Büchlein hervor und fragte den Kranken, ob er ihm vorlesen dürfe.

Carl antwortete mit der Gegenfrage, ob es etwa das neue Testament sei, das er mitgebracht habe, und fügte freimüthig hinzu: „Ihr müßt wissen, daß ich Protestant bin!“

Der Mönch blickte ihn darauf mit fast traurigem Ausdruck an und erwiderte, indem er sein Auge eine Weile still auf dem edlen Antlitz des jungen Mannes hatte ruhen lassen:

„Das weiß ich wohl, mein Bruder, doch hätte ich nimmer darnach gefragt. Das Buch in meinen Händen ist freilich nicht die Schrift des neuen Bundes selbst, aber jedes Wort darin stimmt voll und ganz damit überein, und nicht bloß katholische, sondern Gläubige aller Bekenntnisse schätzen es hoch. Es ist des Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi. Soll ich lesen?“

Carl legte seine Hand mit schweigender Abbitte

auf des Mönches Hand und neigte zustimmend das Haupt. Der Mönch schlug den Abschnitt auf: „Von dem inneren Troste“, — das Herzensgespräch zwischen Christus und der Seele. Und mit seiner weithinenden Stimme und mit innerlichster Beteiligtheit hob er an: „Ich will nur hören, was der Herr, mein Gott, in mir spricht (Ps. 85, 9). Selig die Seele, die den Herrn in ihrem Herzen reden hört und aus seinem eignen Munde Worte des Trostes vernimmt! Selig die Ohren, die das leise Wehen des göttlichen Geistes vernehmen und auf das Geräusch dieser Welt nicht achten! In wahrhaftig, selig die Ohren, die nicht horchen auf die Stimme, die von außen schallt, sondern auf die Wahrheit, die inwendig lehrt! Selig die Augen, die, geschlossen für alle äußeren Dinge, nur für das Innere offen und wachsam sind. — Das merke Dir, meine Seele, und verschließe die Thore Deiner Sinnlichkeit, damit Du hören kannst, was der Herr, Dein Gott, in Dir redet. So spricht der Herr, Dein Gebieter: Ich bin Dein Heil, Dein Friede und Dein Leben; halte Dich zu mir, so wirst Du Frieden finden. Verlaß alles Vergängliche und suche das Ewige. Was sind alle vergänglichen Dinge anders, als verführerische Nege? und was helfen Dir alle Geschöpfe, wenn Du vom Schöpfer verlassen bist? Entfage also Allen und ergieb Dich wieder Deinem Schöpfer, um ihm allein zu gefallen und ihm tren zu bleiben, damit Du die wahre Seligkeit ergreifen mögest!“ Fra Luigi schloß das Buch und blickte seinem Zuhörer sanft in die Augen, mit der Frage: das seien doch gewiß nicht bloß katholische, sondern allgemein christliche Worte. Carl drückte ihm beistimmend und dankbar die Hand. Reden konnte er nicht, das gehörte Wert hatte ihn ins Herz getroffen, es war wie etwas für ihn bestimmt gewesen. Der Mönch erkannte deutlich, was in ihm vorging, legte ihm segnende Hände auf und überließ ihn seiner inwendigen Seelenarbeit.

Da hieß es denn nun in diesem bewegten jungen Herzen: Meine Seele aber hat vor all dem Geräusch dieser Welt nicht Worte aus des Herrn Munde vernommen; meine Ohren haben das leise Wehen Seines Geistes überhört, sie haben gehorcht auf die von außen her schallenden Stimmen, und meine Augen sind nur offen gewesen für äußere Dinge. Die Thore meiner Sinnlichkeit haben weit offen gestanden, darum sind die vergänglichen Dinge mir zu verführerischen Nege geworden! — So umwoagten die Gedanken dies junge Herz wie Meereswellen und Blüthen und wollten über ihm zusammenschlagen, — aber dann wieder kam es wie auf Taubenfüßeln herangestiegen: „Ich bin Dein Heil, Dein Friede und Dein Leben; halte Dich zu mir, so wirst Du Frieden finden!“ Dann floß leise eine Thräne über des Kranken blaßes Antlitz, und nach der Thräne kam erquickender Schlaf.

Die arge Sucht der römischen Kirche, Andersgläubige zu bekehren, steckte auch dem allverehrten Fra Luigi tief im Herzen. Ja, es war sein Grundstreben, dem er in schwärmerischer Ekstase sich angelobt, möglichst viele der armen, verirrtten Schaaf zurückzubringen zur Herde und auf die rechte Weide. In confessioneller Beschränktheit hatte er so wenig Erkenntnis von dem Wesen des Protestantismus, daß er sich einbildete und vorredete, jeder Gläubige unter den Evangelischen sei im

Grunde schon auf dem Wege der Rückkehr zur römischen Mutterkirche, sei bereits innerlich ein Convertit, daher man Solchen nur das eigene, unverstandene Verlangen und die bisher noch unklare Sehnsucht stille, wenn man ihnen auch zur vollen äußerlichen Rückkehr helfe. Er hatte selbst den jungen deutschen Künstler verwundet und bewußtlos am Wege gefunden, hatte seine Aufnahme im Kloster veranlaßt und ihm den ersten Verband angelegt. Sein Scharfblick hatte ihm sofort gesagt, daß hier wohl eine edle Bente zu machen sei, was ihm bei dem ersten Besuch und Gespräch schon bestätigt worden war. Der Mönch glühte vor Eifer, wie er sich selbst sagte, vor heiligem Liebeser, diesem hochbegabten, anziehenden Menschenkinde ein Helfer zu werden auf dem einzigen rechten Wege. Seine Seele war so erfüllt von dem Gedanken, daß ihm im Traum die heilige Jungfrau erschienen war und ihn begrüßet mit dem Worte: Sei ihm ein Arzt, nicht bloß des Leibes, sondern auch der Seelen!

Daß ein so fein und ideal angelegter Mensch, wie Fra Luigi, nicht auf gewaltsame, sondern eben in feinsten Weise die Befehrungsarbeit vollziehen werde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Bei jedem Wort, das er redete, leitete ihn eben der Gedanke, sich ganz in die Eigenheit der andern Persönlichkeit hinein zu versetzen und von innen heraus das heilige Gnadenwerk sich vollziehen zu lassen, wie aus dem Lilienstengel von selbst der edle Kelch sich entwickelt und erschließt. Darum kam kein Wort von confessionellen Unterschieden über seine Lippen, nicht das leiseste Drängen und Treiben war seinem Reden und Thun anzumerken. Doch wußte er's mit großer Klugheit in den Gesprächen, die er am Krankenbette, und später hinter dem jungen Maler an der Staffelei sitzend, führte, so zu leiten, daß Jenem ein imponirendes Bild der äußerlichen Einheit und Macht der römischen Kirche entgegentrat, wobei Klagen über die innere und äußere Zerissenheit der eignen Kirche nicht zu unterdrücken waren; daß er sich beugte vor der römischen Lehre von der magischen Gewalt und Macht des Priestertums, daneben ihm die Knechtsgestalt des protestantischen Lehramts doch gar zu dürftig erschien, und wenn nun gar vor seinem Madonnenbilde, das der Genesende sich zur Vollendung ins Kloster hatte bringen lassen, Fra Luigi ausbrach in Loben und Preisen des heiligen Geistes, der ihm den Pinsel geführt, des Geistes, der in allen Domen und Kirchenhallen seine steinerne, in jener Sigtinischen Madonna seine Farbensprache rede, da glühte die Künstlerseele im wärmsten Enthusiasmus auf für die Herrlichkeit einer Kirche, welche der Kunst ihre edelsten Impulse eingehaucht. Dennoch war der Gedanke eines äußerlichen Uebertritts dem Maler noch nicht gekommen, und Fra Luigi erwartete Alles von der Zeit und der heilsamen Klosterluft, richtiger ausgedrückt, von seinem eignen einflussreichen Umgang.

So war Frohneichnam herangekommen. Carl hatte sein jetzt vollendetes, sehr wohlgelungenes Bild der Klosterkirche zum Geschenk geweiht, als Dank für alle Liebe, die ihm in diesen Mauern widerfahren. Fra Luigi hatte dafür gesorgt, daß dem Bilde ein ausgezeichnetes Plaz über einem Altar angewiesen worden war. Die herrliche Kirche strahlte von Lichterglanz; all ihre Gemälde und

Sculpturen waren enthüllt; eine dicht gedrängte, in Andacht versunkene Menge hatte sich eingefunden; in mehreren Beichtstühlen ward Absolution ertheilt. Zu dem Beichtstuhl des hochverehrten Mönches drängte man sich besonders heran. Carl hatte dem Hochamt beigewohnt, das in feierlichster Weise unter herrlicher Musik celebrirt worden war. Seine Seele war tiefbewegt und erschüttert. Die Ergebnisse der letzten Zeit zogen an ihm vorüber; ja, was die Menschen ihm Böses hatten thun wollen, war zum Guten ausgeschlagen. Es war eine wunderbar reich gesegnete Zeit, die er im Kloster verlebte; der innige, fast brüderliche Verkehr mit dem hochbegabten Mönch hatte ihm unaussprechlich wohlgethan, er fühlte sich gefördert, weit gefördert, nicht allein in seiner Kunst, durch das seine ästhetische Urtheil dieses Mannes, sondern auch in seinem Umgang mit Gott, in seinem sittlichen Streben. Sollte dieser Mann nicht in der vollen Wahrheit des Glaubens und des Bekenntnisses stehen? — Da fiel das Auge des Mönches aus dem Beichtstuhl auf den in Gedanken versunkenen Maler; ihre Blicke trafen sich; welsch ein wehmüthig sanftes Bitten, Locken, Ziehen lag doch in dem sprechenden Auge, dessen dunkler, warmer Strahl Carl in die Seele drang. Der zuletzt am Beichtstuhl gekniet hatte, erhob sich jetzt; der Plaz war leer; noch immer ruhte des Mönches Auge mit verstrickender Gewalt auf dem Maler; der kann dem Zuge nicht länger widerstehen, er erhebt sich; mit leisem, festem Schritt naht er heran, er stift weinend auf seine Knie am Beichtstuhl; der Pater neigt sein Ohr, die Beichte des Freundes zu empfangen, und über seinem Antlitz schimmert etwas, das nicht eben der Engelsfrende gleich über einen Sünder, der Buße thut, sondern mehr der Siegesfrende des Eroberers, wenn er eine reiche, heißersehnte Bente davongetragen.

(Schluß folgt.)

Die Weisheit Büchners.

Die meisten unserer Leser werden mit der Thatfache bekannt sein, daß Büchner, einer der lautesten Bekenner des Materialismus, unter Zusicherung großer Summen Geldes nach Amerika gekommen ist, um durch gemeinfassliche Vorträge die dem Unglauben so liebe Lebensweisheit: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt,“ zu bestätigen und als die einzig richtige zu beweisen. Denn auch den Ungläubigsten unter den Ungläubigen war es bei den schrecklichen Gerichten Gottes, die in dem letzten Jahrzehnt unser Land heimgesucht haben (Krieg, Erdbeben, verheerende Feuersbrünste u. s. w.) etwas unheimlich geworden und zitterten bei dem Gedanken: „Wenn es nun doch einen allwissenden und gerechten Gott gäbe, der sich mit der Frechheit verstockter Sünder nicht trocken läßt!“ Sie brauchten eine Herzensstärkung. Die Turner, welche in dem Heer der Bibelbekämpfer die vorderste Reihe einnehmen, versuchten daher zuerst den bekannten „Uffenvogt“ herüber zu locken. Die Lockspeise war 15000 Dollars Gold. Allein dieser Herr konnte für ein solches Lumpengeld kein Apostel der neuesten „Wahrheit“ werden. Apostel und Prediger des Evangeliums mögen solche Thoren sein, ohne namhafte Belohnung zu den Völkern und Gemeinden zu zie-

hen, um ihnen den Trost und Erquickung der göttlichen Offenbarung zu bringen und im Allgemeinen herzlich zufrieden zu sein, wenn sie für ihre selbstverleugnungsvolle Arbeit ein Stückchen ehrlich Brod und heile Kleider und als Zugabe — Hundant und Bersolgung bekommen. Ein Apostel des „Stoffes und der Kraft“ aber muß auch darin seiner neuen Weisheit Ehre machen, daß er nur durch ein überwältigendes Stück Stoff sich vom Flecke bewegen läßt, oder zur Ausbreitung derselben gewonnen werden kann. Hierzulande kennt man jedoch auch den Werth des Goldstoffes und so kamen seine Forderungen selbst den eifrigsten Vertretern der Affenabstammung unverschämt vor und man mußte auf einen Andern sinnen, der die nothwendige Stärkung bringen konnte.

Büchner, der bekannte Verfasser von „Kraft und Stoff“ machte seinem Glauben insofern Ehre, daß er sich von der „Kraft“ eines ansehnlichen Haufens „Stoffes“, nämlich Gold, über das Weltmeer herüberziehen ließ und hat bereits seit Monaten Amerika mit seinen Vorträgen zu beglücken versucht.

Aber wunderbar genug, seine Gegenwart hat allenthalben bittere Enttäuschung gewirkt. Man stellte sich in ihm vielleicht einen begeisterten Vertreter der von so Vielen geliebten und gelobten Weltanschauung vor, der den immer noch nicht recht in Schwung gekommenen Enthusiasmus für Affenverwandtschaft erwecken könnte. Das Pulver war da, nämlich eine große Menge armer verführter und im Unglauben verkommene Seelen, aber der Funke fehlte, der das Pulver anzünden konnte, nämlich der begeisterte Schwung, der auch den Verzagten es ermöglichen sollte, in's Reich der Affen hinein zu springen und sie „liebe Brüder“ zu nennen. Büchner sollte den Funken bringen. Statt dessen findet man in ihm einen höchst prosaischen, pedantischen „Stubengelehrten“, dessen Erscheinen, Auftreten und Vortrag das Wischen Leuchten der fallenden Masse zu unterdrücken angelegt sind. Wohl rollen „ungeheure“ Zahlen aus seinem Munde. Millionen und Billionen Jahre sind ihm längst angemachte Thatsachen. In der sehr richtigen Voraussetzung, daß unter all' seinen Zuhörern kaum einer ist, der den Beweis für seine Behauptungen prüfen und die „ungeheuren“ Zahlen nachrechnen wird, erzählt er ihnen die wunderlichsten Dinge. Aber er bringt's zu keiner Begeisterung. Im Gegentheil, seine Zuhörer gehen sehr enttäuscht heim und fragen sich ganz verschämt: Ist denn das, was wir gehört haben, das schwere Geld werth? Zuerst leis, dann immer lauter und jetzt ganz laut, schallt's durch viele öffentliche Blätter: Wir sind getäuscht, geprellt, betrogen. Wir opfern uns für die neue Weisheit, und der, welcher der Apostel derselben sein sollte, kommt bloß um „Geld zu machen“; was der sagt, „hätten wir näher viel besser haben können.“ Kurz, die kräftigsten Vertreter des „Stoffes“ fangen an ihres Apostels sich zu schämen und thun Alles, was sie können, um ihn bald wieder fort zu treiben, denn sie sind seiner herzlich müde.

Er ist auch in St. Paul gewesen. Dieses Faktum wäre nun ebensowenig wichtig genug um im „Gemeindeblatt“ davon zu reden, wie seine Argumente. Denn diese waren geradezu jämmerlich unzutreffend und konnten nur wieder die längst ge-

machte Erfahrung bestätigen, daß es Leute gibt, die um jeden Preis den Glauben an einen lebendigen Gott los sein wollen. Wird ihnen nichts Kräftigeres geboten als Büchner'sche Argumente, so muß es auch damit gehen. Es klappert doch. Aber seine Vorträge, deren Schreiber dieses zwei gehört hat, haben Thatsachen zugestanden und Beweise geliefert von einer solchen Tragweite, wie Büchner und seine Jünger kaum ahnen, und diese anzudeuten, ist der Mühe werth. Denn sie erhärten die Wahrheit, daß Gott auch gepriesen werden muß durch seine Feinde. „Da sie sich für weise hielten sind sie zu Narren geworden,“ so urtheilt der ebenfalls wissenschaftlich wohlversahrene Apostel Paulus durch den heiligen Geist über die Weisen der alten Heiden. Es bleibt auch heute noch wahr. Zum Exempel:

1. Büchner hat versucht etliche Wiße zu machen über die „Gläubigen“. Er meint mit dem Lästler Hobbes: „Die Religion sei gleich den Pillen, die man ganz verschlucken müsse.“ Und nun was bringt er? Eine solche unverführbare Pille, daß man nicht absehen kann, wie irgend ein Mensch, der noch Nachdenken besitzt, nicht mit Ekel sich davon ablehrt. Ganz unständig beweist er, daß seine Lehre auf die Annahme sogenannter „Atome“, d. h. „untheilbare, unsichtbare Stofftheile“ beruht, deren es vor so und so viel Billionen Jahren in Unmasse durch den ganzen Weltraum gegeben habe. Diese „unsichtbaren Stofftheile“ haben sich zusammengefunden und so ist ganz zufällig Alles entstanden, Sonne, Mond und Sterne und Alles, was darauf und darinnen ist. Nun beweist er aber auch, daß man nichts zu glauben und anzunehmen habe, was mit den Sinnen nicht wahrnehmbar ist. Aber, wer hat schon „Atome“ gesehen, gerochen, geschmeckt, gehört oder gefühlt? Niemand, auch Büchner nicht! Und doch baut er auf den Grund, den er selbst bestreitet, ein ganzes Gebäude voll ungeheurer Annahmen! O Nartheit über Nartheit! Er bekennet, daß als er sein Buch geschrieben habe, das Meiste auf Hypothesen (verstehe: willkürliche Annahmen, als wenn Jemand sagt: „Ich nehme an, Du bist ein Lump und darum wirst Du jetzt durchgeprügelt“) habe aufbauen müssen und Vieles könne noch nicht bewiesen werden. Am Schluß des zweiten Vortrags warnt er seine Zuhörer, das was er gelehrt habe, nicht für zu gewiß anzunehmen, da in wenigen Jahren die „Wissenschaft möglicherweise etwas ganz anderes festgestellt“ haben könne. Und doch bemüht er sich durch das, was er selbst nicht für ganz gewiß gehalten wissen will, das Gewisse des seligen Bibelglaubens umzustößen und die gedankenlose Menge plappert's nach. Hat's doch Büchner gesagt. Hinfort schäme sich jeder Ungläubige, die Christen darum anzusehen, weil sie Einem glauben, der von den Todten auferstanden ist und hat wohl gethan den Millionen, die sich von ihm raten lassen, während sie, die Ungläubigen, solchen Burschen glauben, die um „Geld zu machen“ ihnen allerlei ungeheuerliche Dinge ansbinden, die sie selbst nicht glauben. Wer hegt den viel bespotteten „Röhlerglauben“?

2. Büchner weiß nicht laut genug „die ungeheuren Erfolge der Wissenschaft“, „die alles Bergangene überragende Resultate der wissenschaftlichen Forschung“ zu rühmen. Es stud dies ausdrücke,

die in jedem dritten oder vierten Satz seiner Reden vorkommen. Und wer wollte es leugnen, daß die Wissenschaft Großes geleistet hat? Und doch beweist er auf das Umständlichste, daß die „ältesten Heiden“ gerade so viel gewußt und geglaubt haben als er. Die alten Indier, die Sonnenanbeter in Persien, Confucius in China hätten „beinahe den Materialismus der heutigen Zeit erreicht.“ Besonders aber die griechischen Philosophen bis auf Socrates hätten besonders klar die Wahrheit gehabt und gelehrt. „Epikur sei der geistvollste Vertreter der richtigen Weltanschauung gewesen“ u. s. w. Also vor 3—4000 Jahren hatten die alten Heiden schon im Wesentlichen dieselbe Weisheit, die der heutige Unglaube mit so viel Trompetenköße als „die ungeheuren Resultate der Wissenschaft“ in die Welt hinausposaunt! Und was das Traurigste an der Sache ist, ist das: Seine Darstellung ist vollkommen richtig. Die Menschen sind trotz Christenthum, trotz Wissenschaft und Bildung wieder in's alte Heidenthum zurückgefallen. Wo aber sind die Resultate der tausendjährigen Geistesarbeit der Wissenschaft, wenn die alten Heiden, mit ihrem geringen Anfang von Kenntnissen schon gerade so viel gewußt haben, als die sich so weise dünkenden Gelehrten der heutigen Zeit? Nicht wahr, lieber Christ, da brauchen wir keine weitere Bestätigung des Wortes: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes“ und wenn er noch so gelehrt ist, während ein einfacher Christ, der von Gott gelehrt ist, den heiligen und gerechten Weg Gottes verstehen lernt und sich seiner Gnade freut.

3. Büchner gesteht ehrlicherweise ein, daß „das Christenthum einen mit Nichts zu vergleichenden Einfluß auf den Menschengeist geübt“ habe und die „damals lebende Menschenwelt dergestalt umwandelte, daß der Materialismus 1500 Jahre lang gänzlich vergessen“ worden sei. Zur selben Zeit beweist er aber mit vieler Anstrengung, „daß es keine Kraft ohne Stoff“ gäbe und daß der „Stoff wie auch die Kraft ewig“ seien. Seiner Lehre nach müßte dem „mit Nichts zu vergleichenden Einfluß des Christenthums“ auch ein mit Nichts zu vergleichender Stoff zu Grunde liegen und beides muß seiner Lehre nach „unzerstörbar, ewig“ sein. Er hätte also die Göttlichkeit und Unvergänglichkeit unseres so seligen und tröstlichen Christenglaubens bewiesen und dafür wollten wir ihm gerne danken, wenn er's nur verdiente. Aber der unglückselige Mann meint ja, sein Stoff sei kräftiger als das, was dem Christenthum zu Grunde liegt und kehrt zum alten Heidenthum zurück und schämt sich glücklich „nicht bloß im sündlichen, sondern im rein mechanischen Sinne ein Sonnenkind“ zu sein. Er will mit seiner Verehrung der Sonne, die ihm „die Quelle alles Lebens und aller Kraft auch unseres Lebens“ ist, „alle Tempel der Erde“ stürzen. „Wenn Cultus (Gottesverehrung) noch möglich wäre, so gäbe es keinen würdigeren Gegenstand als die Sonne“, ist auch ein Wort von ihm. Wir sollen unseren lieben himmlischen Vater, der uns seinen Sohn zum ewigen Erretter gegeben hat, d'ran geben und die Sonne verehren, wenn wir etwas verehren wollen. Und am nächsten Abend stellt er die Thatsache fest, daß das „Christenthum einen

mit Nichts zu vergleichenden Einfluß" ausgeübt hat. Das Christenthum ist also nach seinem eigenen Geständniß größer und mächtiger, als die Sonne. Und doch soll die Sonne allein der Verehrung würdig sein! Wahrlich! Gott erhascht die Weisen in ihrer Klugheit. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Und das ist nicht mehr als gerecht. Amen. S.

Nothgedrungene Enthüllungen.

Der Vorstand der Gemeinde zu Henderson, Minn., ist in den Glauben gewiegt worden, durch Veröffentlichung einer Reihe Zeugnisse in zwei politischen Tagesblättern die Beschuldigungen der Evang.-Luth. Synode von Minnesota gegen Past. Fachtmann, nicht nur entkräften, sondern auch als unwahre Verdächtigungen des Unterzeichneten bezeichnen zu können. Er ist so sehr von Lekterem überzeugt, daß er in seiner Schrift auf Joh. 8 Vers 44 hinweisen zu können glaubt. Und in der That, es wäre ein teuflisches Werk, ohne zwingenden Anlaß und ohne beglaubigte Thatsachen, den Charakter eines Mannes und Predigers öffentlich zu verdächtigen. Von einer solchen Annahme aber hätte schon der Umstand abschrecken müssen, daß eine ganze Synode den verurtheilten Schritt beschloß und nicht etwa eine leidenschaftlich erregte Person. Man sehe hierüber das gedruckte Protokoll der Synode vom Jahre 1872 Seite 31 u. 32. Ferner hätte der geehrte Vorstand der Versicherung Glauben schenken dürfen, daß „die Synode sich selbst gern die Schmach erspart hätte, vor aller Welt gegen einen Mann zu zeugen, der noch immer das hl. Predigtamt Christi zu führen vorgibt.“ Die Synode weiß recht gut, daß die ungläubige Welt immer wieder neuen Anlaß für ihren Unglauben aus der Untreue eines Christen, vielmehr aus dem üblen Verhalten eines Predigers, nimmt. Sie schweigt daher gern, wenn nicht unsterbliche Seelen dabei in Gefahr kommen, in allerlei verderbliche Lehre und auf falsche Wege verführt zu werden. Das ist auch die einzige Rücksicht, wodurch Unterzeichneter geleitet wird, noch ehe die Synode zusammentritt, den falschen Eindruck der veröffentlichten Zeugnisse zu vernichten bei Allen, die noch Gehör für Wahrheit haben, und folgt hierbei dem ernststen Rath seiner Amtsbrüder, die mit ihm diese neue Schmach von Seiten Derer, denen lutherische Treue ein Gräucl ist, haben tragen müssen. Wenn dabei der Angriff auf meine arme Person auch zurückgewiesen wird, so frent mich das nicht soviel, als es mir leid thut, daß dadurch die Männer, die Fachtmann's Vertheidigung in gutem Glauben übernommen haben, mit Schanden bestehen müssen.

Oberconsistorialrath Dr. Büchsel schreibt:

„In Folge Ihres Schreibens kann ich Ihnen nur im Wesentlichen mittheilen, daß der Prediger Fachtmann sein Amt hier in Preußen niedergelegt hat, als über ihn nachtheilige Gerüchte ausgebreitet wurden. Eine eigentliche Disciplinar-Untersuchung gegen ihn hat daher nicht stattgefunden, und eine Verpflichtung auch in Amerika das Evangelium nicht zu predigen, ist ihm weder abgenommen noch auferlegt. Ich kann nur das Zeugniß, das ich ihm auf sein Verlangen ausgestellt habe, aufrecht erhalten. Er hat hier bis auf die letzte

Zeit einen guten Ruf und Namen gehabt, auch mit seinen Kräften und Gaben der Gemeinde gedient, hat dann, als er besorgte, daß eine Disciplinar-Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden würde; sein Amt niedergelegt und ist nach Amerika gegangen. In wie weit die bösen Gerüchte über ihn begründet waren, ist nicht aktenmäßig festgestellt, weil er sofort sein Amt niederlegte.*) Ihn anderweitige Bedingungen zu stellen hat das hiesige Consistorium keine Veranlassung gehabt.

Ich empfehle Sie und die Ihnen anvertrauten Gemeinden dem Schutze des Hauptes unserer Kirche. Wir leben hier in Kampf und Streit und bei Ihnen scheint es auch nicht viel anders zu sein. Der Herr aber spricht, er sei nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert.

Gott gebe Gnade, daß das Schwert von Händen geführt wird, die frei geworden sind von Fleisch und Blut und erwecke treue Zeugen.“

Pastor C. H. Sieble in New-Haven, Connecticut, schreibt: „Am 10. Juli 1857 kam Pastor Renmann (jetziger Hafenmissionar in New-York) mit seiner Familie in Rondont (wo ich damals Pastor war) von Deutschland an. Ich theilte ihm mit, daß die Gemeinde in Albany durch Pastor Fachtmann besetzt worden sei. Sobald ich den Namen „Fachtmann“ genannt hatte, erzählte mir Pastor Renmann nicht nur schreckliche Geschichten über Pastor Fachtmann, sondern holte auch ein amtliches Zeugniß eines Superintendenten aus Preußen hervor, worin bezeugt wurde, daß Pastor Fachtmann in Deutschland H. . . . getrieben und deshalb habe fortgehen müssen. Als Glied der New-York Synode hielt ich es für meine Pflicht, diese traurige Botschaft dem damaligen Präsidenten der Synode, Dr. Pohlmann, noch an demselben Tage mitzutheilen.

Am 14. Juli reiste ich auf Einladung Dr. Pohlmann's nach Albany und hatte an demselben Nachmittage Herrn Fachtmann, im Hause Dr. Pohlmann's die Mittheilung zu machen, daß ein solches Zeugniß eingelaufen sei. Herrn Fachtmann wurde von dem Präsidenten verboten, ferner in der Gemeinde zu predigen und ich wurde beauftragt, am folgenden Sonntag, den 19. Juli, in jener Gemeinde zu predigen. Pastor Fachtmann hatte jedoch, soviel ich mich erinnere, Erlaubniß von dem Präsidenten, an jenem Nachmittage noch einmal zu der Gemeinde zu reden. Ich habe ihn damals predigen hören. Sein Benehmen in der Predigt und nach derselben war der Art, daß ich der Gemeinde erklärte, in seiner Gegenwart, daß er am besten wisse, warum er Albany verlassen müsse.

Samstag den 18. Juli, also am Tage vor meiner Predigt, nachdem ich dort angekommen war, gingen Dr. Pohlmann und ich zu Past. Fachtmann in's Haus. Dr. Pohlmann theilte ihm mit, daß ich predigen würde und sagte bei dieser Gelegenheit, daß er Albany verlassen müsse und nicht versuchen sollte, irgendwo wieder zu predigen, denn wenn er es wagen würde, so würde er — Dr. Pohlmann — ihn überall hin verfolgen. Dr. Pohlmann hat das indessen nicht gethan und ich habe mich später oft gewundert, Fachtmann's Namen, in Blättern und Berichten, so prominent zu sehen.

*) Diese Worte sind vom Referenten hervorgehoben.

Diese Zeilen sind ohne allen Haß gegen Pastor Fachtmann und der Wahrheit gemäß geschrieben, wie auch selbst Pastor Fachtmann wird zugestehen müssen, sollte er sie sehen.“

Ganz dasselbe bezeugt Pastor E. Hoffmann, Pastor Fachtmann's Nachfolger in Albany in einem längeren Schreiben, ebenso der noch in Albany lebende Dr. Pohlmann; und Hafenmissionar Neumann in New-York, der das „amtliche Schreiben des preussischen Superintendenten“ in Händen hat, ist auch bald zu erreichen. Die in den Händen des Seniors der Wisconsin-Synode, des seligen Mühlhäuser, befindlich gewesenen Aktenstücke sind, wie ein Nachforschen ergeben hat, unerklärlicherweise verschwunden.

Wie Pastor Fachtmann's Stellung je und je angesehen wurde und wie die Synoden dazu kamen, ihn in Geduld zu tragen, mag Dr. Passavant bezeugen. Er schreibt:

Herr Fachtmann ist mir beziehungsweise fremd, aber der Grund, warum ich nie Vertrauen in diesen Mann setzen konnte, war, weil Vater Mühlhäuser mir die traurige Geschichte seines privaten Lebens in Deutschland offenbart hatte und weil letzterer so ernstlich das Ziehen dieses Mannes nach St. Paul mißbilligte, als Vater Hoyer dort abzog. Er fürchtete, daß er wieder in dieselbe Sünde fallen würde, oder durch geistlichen Hochmuth in dieser hervorragenden Stellung übermannt werden würde. Damals vermuthete ich nicht, daß ich jemals über die Vergangenheit dieses Mannes würde gefragt werden und habe daher keine schriftliche Aufzeichnung der Einzelheiten dieses bedauerlichen Falles gemacht. Aber später, als Fachtmann sich so sehr über alle Ordnung im Hause Gottes und der Synode, zu welcher er gehörte, erhob, konnte ich nur sehr schwer mich zurück halten, ihn der Welt als einen erbärmlichen Betrüger zu offenbaren.

Meine Erinnerung seines Falles ist diese, daß er nur unter dieser Bedingung frei ausging: **Ausgenüßliche Auswanderung nach Amerika** und ein zurückgezogenes Leben in seiner neuen Heimath. So lange er letzteres führte, bedauerte ihn Vater Mühlhäuser und trug ihn als einen Bruder. Aber als er nach St. Paul zog und auf verschiedene Weise einen andern Geist offenbarte, lebte Bruder Mühlhäuser in beständiger Angst, daß Fachtmann einen schrecklichen Fall thun würde in Folge der alten und unberentenen Sünde der Unreinigkeit. Ueber diesen Punkt kenne ich die innersten Gedanken unseres heimgegangenen Freundes, da er oft mit mir darüber sprach, wenn ich in Milwaukee war. Ob er zu andern in derselben Weise sprach, weiß ich nicht, aber auf mich machte er einen solchen Eindruck, daß ich niemals anders als mit Ekel auf Fachtmann blicken konnte, als er sich so feindselig und heftig geberdete.“

Auch Dr. Schäfer, Präsident der Pennsylvanischen Synode, auf dessen Zeugniß der oben erwähnte Vorstand mit besonderem Nachdruck pocht, schreibt mit Beifügung seines amtlichen Siegels, daß sein Zeugniß kein Sittenzeugniß hat sein sollen, sondern ihm lediglich gegeben worden sei, weil er für die Gemeinde in St. Paul in Pennsylvanien collectiren wollte und schließt mit folgenden Worten: „Ich bin tief betrübt über diesen armen Mann und über die Noth, welche er der Kirche macht. Schon die Thatsache, daß er mein Zeugniß ohne Angabe

des Datums abdrucken läßt, sollte genug sein, in jeder ehrlichen und vernünftigen Person den Gedanken zu erwecken — „daß er dasselbe mißbraucht.“

Ja, Gott sei es geklagt, daß dieser Mann nicht aufhört der Kirche Noth zu machen, da er — es sei wiederholt — ganz unbehelligt von ihr leben könnte. Daß obige Enthüllungen uns wiederum abgerungen worden sind, wird jeder ehrliche Christ einsehen, der die Schreiben des genannten Vorstandes in der „St. Paul Staatszeitung“ und der „Minneapolis Freien Presse“ gelesen hat.

Gott wolle aus Gnaden dem tief gesunkenen Mann Zeit und Raum zur Buße geben. Darüber wollte sich von ganzem Herzen freuen

J. S. Siefer,

Präsident der Synode von Minnesota.

St. Paul, den 17. April 1873.

(Für's Gem. Bl. von U.)

Franz Heinrich Kleinschmidt.

Ein Missionarsleben aus Süd-Afrika.

Nach den Berichten der Rheinischen Mission.

(Fortsetzung.)

Rehoboth kommt wieder zu sich.

Die besser gestunten Seelen waren aus der Angst und dem Gericht in Rehoboth zur Zeit des Jonker'schen Ueberfalls durch Gottes Gnade entkommen. Mit Hilfe des David Swartbooi, des ältesten Sohnes des Häuptlings, waren sie zu den Booi'schen gezogen. David war beim Beginn des allgemeinen Abfalls einer der Wildesten gewesen, war aber wieder in sich gegangen und umgekehrt von dem bösen Wege. Nachdem Kleinschmidt Rehoboth verlassen, zog er mit den Treuen, noch meist Frauen, seinem Lehrer nach: „Wo unser Lehrer bleibt, bleiben wir auch.“ Unter den Booi'schen gab es wieder manches Erfreuliche zu erleben, so daß das gedrückte Gemüth unseres Kleinschmidt wieder erleichtert wurde. „Ein wunderbares Land ist's unter dem Wendekreise,“ schreibt er aus dieser Zeit von dort, „und wäre es allein die Wendung der Sonne, die Wendung von Hitze und Kälte, von üppiger Vegetation und Dürre, das würde das Gemüth nicht so oft wenden, aber die Wendung des Volks, des Volkscharakters, die sich immer wendende Herzensstellung, das ist ein Zustand, wo man sich unmöglich gleich bleiben kann; man wird mit gewendet, mit ergriffen, zur Freude, zur Trauer, zur Hoffnung, zur Rathlosigkeit in raschem Wechsel. So scheint's in diesem Augenblick, als wolle nach den Winterstürmen in der geistigen Atmosphäre ein belebender Frühling kommen, eine Erquickung nach vielen Leiden und Kämpfen.“ Unser Bruder hatte sich nicht getäuscht: in Rehoboth sehnte man sich nach ihm, selbst der alte Häuptling hatte Regung zum Besseren. „Die Sachen drücken mich, ich kann's nicht aushalten,“ hatte er oft geäußert. Kleinschmidt kam wieder nach Rehoboth am 19. Oktober 1855. Er fand eine günstige Wendung der Gemüther vor, aber in seiner Wohnung sah es schrecklich wüst aus. Die Treugebliebenen, die mit David Swartbooi nun auch wieder auf der Station waren, kamen ihren Lehrer freudig grüßend entgegen, ebenso auch die,

welche aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit sich unter das Sündenjoch gebeugt hatten. Nun hatten sie an David einen Halt zum Besseren und hielten sich wieder zum Missionar und Kirche. Nur der Kapitain und etliche Räufel führer hielten noch ihre Rebweiber — im Geheimen; so mächtig war zur Zeit wieder der gute Geist auf Rehoboth. Die jungen Leute, die sich auch in der bösen Zeit gut gehalten hatten, entwickelten sich nun unter Kleinschmidt's Leitung wieder recht fröhlich. Er theilt uns manche schöne Erzählung darüber mit. Allein auf der Station sollte zunächst das Leben noch nicht gedeihen. Der Kapitain gab aus Furcht vor Jonker und Dastib, die sich gegen ihn verbündet hatten, den Befehl zum Verziehen. Doch blieben sie in der Nähe, so daß Kleinschmidt, der nicht mit verzog, sie regelmäßig besuchen konnte. Leider kam nun aber ein anderes Element in diese Gegend, das die ganze Lage für den Missionar noch schwieriger machte: die europäischen Kupfergräber; zur schwarzen Pest kam nun noch die weiße. Diese Leute haben nirgends einen guten Einfluß auf die farbige Bevölkerung geübt, im Gegentheil, sie auf alle Weise übervorteilt, sie aller Laster voll gemacht. Doch schenkte Gott unserm Kleinschmidt in dieser Zeit einige köstliche Sonnenblicke. Am 29. Oktober war er hinaus geritten zu der Werft, wo Willem mit seinen Leuten lag, und hatte bei David Quartier genommen. Der Häuptling empfing ihn freundlich und bei vielen Leuten war die Freude über seinen Besuch bemerkbar. Am Morgen des 30. Oktober versammelte er den Stamm unter einem schattigen Dornbaum zum Gottesdienst. Alles war herzugeströmt, auch der Kapitain war ein aufmerksamer Zuhörer. Am Nachmittag war wieder Gottesdienst. Nach demselben ward unserm Bruder eine große, große Freude zu Theil. Johannes Swartbooi, des Kapitains Bruder, Kleinschmidt's erster Täufling auf Rehoboth und nachher sein treuer Aeltester, viele Jahre hernach aber Räuberhauptmann, bat ihn, er möge doch einige Tage da bleiben; und nun öffnete der tief gefallene Presbyter sein Herz und bekannte seine großen Sünden und seine große Unruhe! „Mynheer kann nicht glauben, wieviel ich innerlich leide, ich kann solch Leben nicht mehr aushalten.“ Wie dies Bekenntnis unserm Kleinschmidt das Herz erquickte, können wir uns denken. „Sein Auge leuchtete dabei,“ schreibt er, „eigenthümlich wie in alten Tagen und der Glanz wurde erhöht durch Thränen, die im Auge glänzten. Trotzdem mir der Mann viel Böses erwiesen, konnte ich ihn mit Liebe umfassen und Alles vergessen und sagen: Lieber Heiland, hilf durch Buße zum Glauben!“

Am Abend dieses gesegneten 30. Oktober versammelte sich die Jugend bis zu den Kleinsten bei Kleinschmidt's Herberge zum Singen. Das thun die Namaqua's so gerne. Sie sangen eine ganze Stunde lang und gaben so ziemlich ihren ganzen Liederschatz zum Besten. Nach und nach hatten sich auch viele von den Alten eingefunden. Es war ein schöner, stiller Abend und eine solche Auregung unter der Masse, wie sie seit lange nicht stattgefunden. Die treue Annatje, die auch da war, ermunterte den Missionar im Geheimen: „Nur frisch vorwärts, lieber Lehrer, Sie werden's gewinnen, der Teufel wird weichen müssen.“

Am 31. Oktober zog es unsern Bruder heimwärts, er war für ein längeres Ausbleiben nicht gerüstet. Als er die Anwesenden zum Abschied begrüßt hatte und aufstehen wollte, trat eine seiner Schülerinnen aus den andern hervor und sagte: Lieber Lehrer, laß uns doch noch einmal singen: „Schönster Herr Jesu! Herrscher aller Euden.“ Sie thaten es frisch und fröhlich, dann ritt Kleinschmidt weg mit seinem Begleiter. „Herrscher aller Euden“, tönte es aus dem Liede dem Missionar noch lange in den Ohren und im Herzen, mit einem Schimmer von Hoffnung, daß der Schönste unter den Menschenkindern auch bei diesem Stamme wieder zur Herrschaft kommen werde, langte er in Rehoboth an. Der Schimmer wurde allmählich größer und die Hoffnung zur Wahrheit, wiewohl noch viel Zeit darüber vergehen sollte und manches Schwanken die Hoffnung wieder auszulöschen drohte.

Kleinschmidt blieb nun eine Zeitlang allein auf Rehoboth. „Schon über 14 Tage,“ schreibt er unter'm 11. Mai 1857, „sitz ich mit den Meinigen ganz allein auf der Station und habe keine andere Gesellschaft, als daß uns jede Nacht die hungrigen Wölfe anheulen. Doch thut uns die Einsamkeit wohl. Ein anhaltender Regen hat die Station und ihre Umgebung so schön gemacht, daß es eine Lust ist. Das Vieh weidet so vergnüglich in der Nähe der Häuser, wie ich es noch nie gesehen habe. Der Platz hat eine Sabbathruhe, wie er sie seit 12 Jahren nicht gehabt hat. Wenn ich mit meinem Gehülften am Wörterbuch arbeite, so vergesse ich ganz, daß ich allein bin.“ Es war aber doch dafür gesorgt, daß Kleinschmidt nicht aus der Übung in der Geduld und im Leiden kam. Die Regenzeit, sonst so erquicklich, hatte, wie gewöhnlich in Süd-Afrika, die Augenkrankheit mitgebracht; 14 Tage lang litten die Kinder unaufhörlich daran und die Eltern mit. Auch die Lage der Dinge im Augensfeld beschäftigte ihn sehr. Johannes Bekenntnis war ernst gewesen, er hielt nun trenlich zu David Swartbooi und um die beiden sammelten sich die besseren Elemente des Stammes. Sie baten den Kapitain wieder auf die Station zu ziehen, das Geseß über die Vielweiberei wieder aufzuheben und strebten überhaupt eine Reformation an. Lange schwankte der Kampf des Lichts mit dem alten heidnischen Wesen unentschieden hin und her. Endlich siegten die Getreuen; im September 1857 zog der ganze Stamm wieder auf die Station und am 22. November war das neue Kirchlein eingeweiht. „Das neue Stück der Liturgie: „Heilig, heilig“, wie ein neuer Gesang, beide in der Nama-Sprache, hatte ich mit den Kindern für diese erste Feier im neuen Gotteshause eingeübt.“ Am Schlusse des Gottesdienstes wurde ein Mann und eine Frau wieder in die Gemeinde aufgenommen. Am 30. November ward denn auch der „Presbyter Johannes“ wieder Glied der Gemeinde. Sie feierten nun auf der Station wieder ihre schönen Sonntage. Besonders gesegnet war das Weihnachtsfest. Am Sylvestern-Abend spät versammelten sie sich zu gemeinsamem Gebet in der Kirche. Auch die Booi'schen Leute waren herüber gekommen. Gelobt sei Gott mit Freunden über diesen Jahreschluß!

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Chronik.

Ueber unsere Anstalt theilen wir unsern Gemeinden und Freunden folgende Angaben mit, welche wir schon jetzt dem bei der Synodal-Versammlung zu erstattenden Jahresberichte entnehmen, und welche geeignet sind in weiteren Kreisen Interesse zu erregen. Dieselbe ist im Laufe dieses Jahres von 150 Schülern besucht worden, 14 mehr als im vorigen Jahr. Von diesen wohnen

in der Anstalt	84
außerhalb der Anstalt	66
Nach dem Wohnorte der Eltern geordnet, kommen	
auf die Stadt Watertown	52
den Staat Wisconsin mit Ausschluß der Stadt Watertown	54
andere Staaten	44
Nach Staaten eingetheilt sind aus	
Wisconsin	106
Illinois	16
Missouri	15
New-York	5
Minnesota	2
Iowa	1
Nebraska	1
Michigan	1
Massachusetts	1
Pennsylvanien	1
Louisiana	1
	150
Nach den Abtheilungen der Anstalt geschieden, kommen auf	
das Gymnasium	75
die Academie	75
Nach der kirchlichen Heimat der Eltern kommen auf die	
Missourisynde	52
Wisconsinynode	50
Minnesotasynde	2
andere Theile der Luth. Kirche auf fremde Kirchen	4
	42
Dem heiligen Predigt- oder dem Lehramte beabsichtigen sich zu widmen	
aus der Missourisynde	35
aus der Wisconsinynode	27
aus der Minnesotasynde	2
außerdem	1
	65
Rechnen wir zu den 27 Schülern aus der Wisconsinynode die 9 theologischen Studenten in St. Louis, so haben wir 36 junge Leute, welche sich für das heilige Predigtamt vorbereiten.	

Aus obigen Zahlen, besonders wenn wir sie mit den Listen der vergangenen Jahre vergleichen, ergeben sich folgende Thatsachen:

1. Die Stadt Watertown theilt sich sehr stark an der Anstalt, denn sie stellt ein **viertes Drittel** der Schüler; nämlich 17 Gymnasiasten und 33 Schüler der Academie. Die Gründung von tüchtigen Anstalten hat immer den Einfluß auf die Gemeinden, in welchen dieselben errichtet werden, daß Schüler für das Studium gewonnen werden, die sonst schwerlich dazu kämen.

2. Eine Anstalt wie die unsrige ist ein dringendes Bedürfnis für den Staat Wisconsin, welcher 106 Schüler stellt und dieselbe ganz allein in einzigster Blüthe erhalten kann. Der Besuch aus un-

sern Staaten wird mehr und mehr zunehmen, da uns auch sonst fernere stehende christliche Kreise ihre Aufmerksamkeit auf uns richten und uns ihre Söhne zur christlichen Erziehung übergeben.

3. Auch die uns so innig verbundene Missourisynde theilt sich immer mehr an der Anstalt, da sie bereits die Hälfte aller lutherischen Jünglinge stellt, nämlich 52, größtentheils Gymnasiasten, 9 mehr als im vorigen Jahre und 18 mehr als vor 2 Jahren. Die meisten derselben würden wohl schwerlich eine andere lutherische Anstalt besuchen, wenn nicht die hiesige ihnen so gelegen wäre.

4. Das Wachsthum der Anstalt ist ein sehr gleichmäßiges und äußerlich langsames, da wir nur 14 Schüler mehr zählen als voriges Jahr, 18 mehr als vor 2 und 20 mehr als vor 3 Jahren, wo die Zahl 130 betrug. Zum Theil kommt dies daher, daß eine katholische Anstalt am Orte gegründet ist, welche uns die zahlreichen Schüler aus ihrer Kirche, namentlich irländischer Abkunft, abgenommen hat. Dies ist ein erfreuliches Ereignis, da selbst die äußere Erziehung jenes Elementes eine wenig erquicklich und nur selten erfolgreich zu lösende Aufgabe war. Doch findet es sich auch bei andern Schülern häufig, daß ihnen die strenge Zucht und die Gewöhnung zur Anspannung ihrer Geisteskräfte unangenehm wird, und sie die Anstalt mit Einwilligung ihrer Eltern wieder verlassen. Es kommt eben die Erziehung in den Familien mehr und mehr abhanden und wird in ihrem Werthe auch von christlichen Leuten nicht recht erkannt. Einzelne Schüler müssen wir freilich auch selbst entfernen, da sie gefährlich sind für die übrigen.

Die Leser sehen hieraus, wie sehr unsere Anstalt ein Bedürfnis ist, und wie groß der Segen ist, den Gott auf sie legt. Wollten nun doch Alle helfen, daß sie immer mehr das werden kann, was sie sein soll, eine Musteranstalt christlicher Erziehung und eine Pflanzstätte christlich wissenschaftlicher Bildung! Gott gebe dazu seinen Segen. E.

Wie das heutige Geschlecht mehr Sorge für den Leib als für die Seele trägt, das sieht man auch an der Großartigkeit, mit der das Lebensversicherungsgeschäft betrieben wird. Ein Prediger steht sich nicht halb so gut als ein Lebensversicherungsgesellschaft; darum ist es denn auch nicht selten, daß Prediger ihren Beruf mit einer Agentur vertauschen. Pfarrer Luther, ein gewandter Prediger der Reformirten Kirche und längere Zeit Herausgeber der „Christian World“ in Cincinnati, ist jetzt General-Feuerversicherungsgesellschaft in New-York; und Pfarrer E. W. Clewell, von der Evangelischen Gemeinschaft und früher Herausgeber des „Christian Messenger“, ist auch im Versicherungsgeschäft und soll bereits ein hübsches Capitalchen gesammelt haben. (Luth. Kirchenfr.)

Der deutsche Protestantenverein hat die Tage vom 12.—14. August 1873 für den nächsten Protestantentag in Aussicht genommen. Eine vorläufige Mittheilung dieses Beschlusses an den Rath der Stadt Leipzig ist von diesem dahin beantwortet worden, daß er „den Verein mit Freuden bewillkomme und denselben, soviel an ihm ist, alle Förderung angedeihen lassen werde.“ Wahrscheinlich hat der Rath aus einem Bericht über den

letzten osnabrücker Protestantentag mit seinen 89 auswärtigen Theilnehmern die Ueberzeugung gewonnen, wie sehr diese „Förderung“ noththut.

Synodal-Versammlung.

Am Donnerstag den 12. Juni früh um 9 Uhr versammelt sich, so Gott will, die Synode von Wisconsin u. a. St. in der Kirche und Gemeinde des Herrn Pastor G. O. Reim in La Crosse, Wis. Für Lehrverhandlungen wird eine Arbeit über die Lehre vom Amt vorgelegt werden. Fr. Schug, Secr.

Für Beachtung.

Die Milwaukee und St. Paul Rail-Road-Compagnie gewährt Allen, die zur Sitzung der Synode nach La Crosse reisen, und nicht schon ein Halbpreis-Billet haben, für die Ein- und Rückfahrt eine Ermäßigung von 40 Procent auf allen ihren Zweigen, so daß man von jedem Dollar des gewöhnlichen Fahrpreises nur 60 Cent zu zahlen braucht. Diese Vergünstigung gilt sowohl für Prediger, als auch für Lehrer und Gemeinde-Deputirte und wird vom 11. bis zum 19. Juni in Kraft bleiben. Man wolle nur auf der nächsten Eisenbahn-Station jener Bahn ein Billet verlangen und dem Agenten sagen, man reise zur Sitzung der Ev. Luth. Synode von Wisconsin nach La Crosse. R. A.

Brief-Kasten.

Briefe empfangen von den Pastoren Dagesförde, Dypen, Reumann, Zahn, Höncke, Probst, Ungrodt (2), Volz, Hölzel, Junker, Sauer, Stürken, Herren Stud. D. Hoyer, S. Rhode, Stud. Bergholz, Stud. Sinnenthal. R. A.

Quittung und Dank.

Mit herzlichem Dank gegen Gott und die milden Geber bescheinigt der Unterzeichnete, durch Herrn Pastor Reichenbacher, von seiner Gemeinde zu Platteville, Grant-Co., Wis., \$21 zu seiner Unterstützung im hiesigen Seminar empfangen zu haben.

Der treue Gott wolle noch seiner Verheißung auch diese Gaben der Liebe den lieben Gebern reichlich vergelten. W. Bergholz.

Concordia College, St. Louis, den 10. Mai 1873.

Quittung.

Durch Herrn Pastor Kleinhaus \$5.50 von der St. Pauli-Gemeinde und \$4.50 von der Gemeinde in Town Mosel, Wis., richtig erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank gegen die freundlichen Geber

W. Sinnenthal.

Concordia College, St. Louis, den 10. Mai 1873.

Quittungen.

Für die Anstalten: Aus Herrn Pastor Brenners Gemeinde in Dykesh: Von August Streich \$2, August Parich \$1.50, J. Reink 25c, J. Manke 50c, C. Streich \$1, S. Reink 50c, C. Ganger \$1, W. Bremer \$2, M. Schindel \$1, C. Bieber \$1, J. Petan \$1, A. Schröder 25c, P. B. \$2, — Aus Pastor Hoffmanns Gemeinden: Von der Salemgem.: Jonas K. Bendt \$5, John Pulmbre 50c, Jac. Storm \$1, Joh. Glave 50c, Math. Borchardt \$1, Joach. Meyer \$1, Joh. Bettmann \$1, Conrad Geis 25c, Franz Booth 25c, Wilhelm Kroll 25c, Carl Schwichtenberg 10c, Joh. Funk 25c, Christian Jesch 50c, August Storm \$1, Robert Baum 50c, Johann Schmidtke 50c, Friedrich Reser 25c, Henry Barndt \$5, Conrad Friedrichs \$1, Ludwig Meyer 50c, Carl Gackbart \$1, Albert Kunde 25c, Wilh. Meyer 25c, Carl Dahlbre 25c, Friedrich Burow \$1, zusammen \$23.10 (Fortsetzung folgt.) — Aus Pastor G. Denningers Gemeinde an der Kilbourn-Road von einer Geselesen als Dankesyer \$2. — Von Pastor Lucas persönlich \$30. — Pastor Dypen von seiner Gemeinde \$17.60, von ihm selbst \$5.40. — Pastor Siegler \$1.

Für Emigranten-Mission: Von Pastor Junker \$7.50. R. A. Delberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Brenner für Weidenkamp VIII \$1 — P. Höncke VII \$1, VIII \$11 — P. G. Hoffmann für J. Baum VII und VIII \$2 — P. G. Hoffmann VII \$5, VIII \$15 — P. J. D. Schindel VII und VIII \$2 — P. Thomsen VII u. VIII \$2 — P. Junker VII \$1, VIII \$2 — P. Stürken VIII \$1 — P. Sauer \$10.17 — P. Sprengling VIII \$2. R. A. Delberg.